

KUNST IM DIENST DER MENSCHLICHKEIT

"Bewältigung des Wohlstandes" war eines der Probleme, das unsere Gesprächspartner im Fürstentum immer wieder erwähnten. Nicht, dass alle im Ueberfluss schwimmen würden, aber irgendwie sieht man die Gefahr, dass die hektische wirtschaftliche Entwicklung den Verlust der geistigen Mitte nach sich ziehen könnte: Wohlstand kann nicht mehr in ein umfassenderes Ganzes eingliedert werden, sondern droht, zum obersten Ziel zu werden und den Menschen in einen untergeordneten Wert zu verwandeln. Eine offizielle Kulturpolitik bemüht sich, dieser Gefahr entgegenzuwirken: Hat aber eine solche Politik Aussicht auf Erfolg? "Die Zahl der Bilder, die in einer Galerie hängen", meint der Sekretär der Industriekammer, Herbert Kindle, "bürgt ja noch lange nicht dafür, dass der Bürger Kultur als echtes Anliegen betrachtet!" Und Kulturbeflissenheit, so möchten wir hinzufügen, bürgt noch lange nicht für echte Menschlichkeit.

Ob die Kunst einen wesentlichen Beitrag zur Wahrung der geistigen Mitte leisten kann, hängt im letzten wohl weniger von kulturpolitischen Absichten als vielmehr von den Menschen ab, die sie tragen. Anton Ender, der "Maler des Fürstentums Liechtenstein"*) , der uns mit der ihm eigenen, bescheidenen Herzlichkeit in seinem hübschen Heim an Stadtrand von Vaduz empfing, antwortete auf unsere Frage nach der Beziehung zwischen Kunst und Menschlichkeit:

"Sehen Sie, ich kann da nicht mit Erklärungen antworten: Was ich darüber auszusagen habe, das findet sich in meinen Bildern. Die Not und die Bedrohung des Menschen war für mich immer ein zentrales Anliegen, das ich in vielen Bildern behandelt habe. Aber ein Bild will nicht auf die Masse einwirken, es wendet sich immer an einen einzelnen Betrachter. Vielleicht erfasst dieser oder jener, um was es geht, und trägt es dann weiter. So muss jeder mit den Mitteln, die ihm gegeben sind, auf die Menschen einwirken, die ihn umgeben und versuchen, ihnen die wesentlichen Werte zu vermitteln. Die wichtigste Arbeit geschieht langsam und in der Stille."

Eine Aussage, die in Kunstwerken beschlossen ist, die sich an den einzelnen wendet und ihn zur Besinnung führt - eine Aussage aber auch, die im ganzen Leben eines Menschen liegt. Anton Ender hat



Kunst und Leben nie getrennt sondern beide im Zeichen einer hohen Verpflichtung gesehen. Der 1898 als dreizehntes Kind eines Fabrikarbeiters in Blaichach (Allgäu) geborene Maler musste seine künstlerische Laufbahn mit ~~bedeutenden~~ ^{vielen} Entbehrungen ~~bezahlen~~ ^{erkaufen}. Die Reife der künstlerischen Aussage war ihm dabei immer wichtiger als der materielle Erfolg, und während er selbst noch mit wirtschaftlichen Schwierigkeiten kämpfte, fand er Zeit und Mittel, um notleidenden Kollegen zu helfen und sich ihrer Sorgen anzunehmen. 1941 entstand auf seine Initiative hin die Schweizerische Vereinigung bildender Künstler, 1943 gründete er in Bern eine Malschule. Eine neue Malschule entsteht kurz nach seiner 1959 erfolgten Uebersiedlung nach Vaduz. Ender ging es darum, jungen Menschen den Weg zu einer eigenständigen Entfaltung ihres Talentes zu öffnen und ihnen gleichzeitig sein hohes künstlerisches Ethos zu vermitteln. So vereinen sich bei ihm Kunst und Leben im Dienst am Mitmenschen.

Die Ausdrucksmöglichkeiten, die er sich im Laufe seiner künstlerischen Entwicklung erarbeitet hat, sind ausserordentlich reichhaltig. Gemeinsam ist aber allen diesen Werken, dass sie sich, auch dort, wo die Farbe eine leuchtende Intensität anstrebt, dem Betrachter nie aufdrängen. Ihre Verhaltenheit lädt diesen vielmehr ein, auch in sich selber Stille zu schaffen. So entsteht in ihm jene innere Freiheit, die ihn zu selbständiger Erkenntnis gelangen lässt.

"Vorstadtkind" nennt Anton Ender das Bild, das wir mit seiner freundlichen Erlaubnis hier abdrucken: Erinnerung an Zeiten, in denen das Elend "vor unserer Haustüre" sichtbar war. Doch die Aussage behält ihre zeitlose Gültigkeit: Leiden eines Kindes an unserer heillosen Welt. Grau in grau dringt die enge Gasse in eine Tiefe ohne Himmel, so wie der Blick des Mädchens im Vordergrund in eine Leere ohne Hoffnung weist. Ein paar blinde Fenster, eine verschlossene Türe untermalen diese Grundstimmung. Das Mädchen steht da mit abgekehrtem, nacktem Oberkörper, dem zerrissenen Rock antwortet das stränige Haar.

Doch das Elend ist nicht expressionistisch übersteigert, es geht nicht um einen sensationellen Effekt. "Der Mensch als das edelste Werk der Schöpfung soll auch in künstlerischer Hinsicht eine Interpretation erfahren, die seiner Berufung im Weltplan entspricht.

Nicht, dass eine Gestaltung mit der Genauigkeit einer optischen Linse erfolgen soll. Es steht dem Maler frei, die Körper zugunsten der künstlerischen Wirkung und der Aussage zu abstrahieren, aber es steht ihm nicht frei, den Menschen durch brutale Deformation seiner Würde zu berauben".**So verlegt Ender die Deformation durch das Elend in die gebrochen herabhängende, zerrissene Puppe, die das Mädchen in einer Hand hält, und in die kleine schwarze Katze, deren Gestalt zwischen kriechendem Schmeicheln und ängstlichen Zurückweichen gespannt ist. Das Mädchen selber aber steht aufrecht und hält in seiner Linken eine Blume wie ein Symbol unveräusserlicher Schönheit und Würde.

Der Künstler sieht so die ganze Armseligkeit des Menschen, aber er sieht auch durch diese Armseligkeit hindurch seine Grösse: Sein Bild fängt beides ein und enthüllt damit die geistige Bedeutung. Es will dem Betrachter die inneren Augen öffnen und ihn so zu einem geistig Sehenden machen. Was an Schreckensbildern aus unserer Welt über den Fernsehschirm huscht, stumpft in seiner Ueberfülle ab, die künstlerische Aussage dagegen öffnet das Herz, weil sie bereits menschliche Antwort auf das Unmenschliche ist. Weil und insofern der Künstler in unserer von der Aeusserlichkeit geblendeten oder erdrückten Welt ein Sehender geblieben ist, kann er Wegweiser zur geistigen Mitte sein: Das ist die Antwort des Malers Anton Ender auf die Frage nach der Beziehung zwischen Kunst und Menschlichkeit.

*) So lautet der Titel eines 1962 vom Kunstkreis um A. Ender, Vaduz, verlegten Werkes.

**Dr. Ingrid Müller im genannten Werk, S. 20